

Wirklichkeitsbilder : Anmerkungen zu Stadtvorstellungen im Städtebau

Autor(en): **Eisinger, Angelus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2000)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wirklichkeitsbilder: Anmerkungen zu Stadtvorstellungen im Städtebau



Bilder aus: *The Truman Show*
Der Film wurde in der 1980 entstandenen Stadt Seaside in Florida gedreht.

„*Reality ain't what it used to be*“ raunen sich die Urbanisten in den Vereinigten Staaten zu und verweisen dabei mit Vorliebe auf Los Angeles oder Las Vegas, die eigentlichen Lieblingsschauplätze ihrer Stadtdiskurse. Leicht gehen ihnen dabei Wortschöpfungen wie „*Edge City*“ oder „*Exopolis*“ über die Lippen, die sie uns eloquent als Vorboden bald ubiquitärer urbaner Veränderungen präsentieren.

Wie gewöhnlich, wenn es um die Einschätzung gesellschaftlicher Phänomene auf der anderen Seite des Atlantiks geht, fällt die Reaktion in Europa recht unterschiedlich aus – sowohl in den Feuilletons, der theoretischen Rezeption wie auch in den Kreisen von Praktikern. Während sich die einen noch über die Unbedarftheit der amerikanischen Veränderungen mokieren, werden sie in ihrem Brustton kulturpessimistischer Geflossenheit bereits von jenen übertrumpft, die dort gar die Erosion urbaner Lebenshaltung schlechthin sich abzeichnen sehen. Auf der anderen Seite des Meinungsspektrums macht eine zwischen Begeisterung und trendbewusster Neugier schwankende Fraktion auf sich aufmerksam, welche die Kunde aus Übersee bereitwillig aufnimmt und sie postwendend zum Massstab der Entwicklung vor Ort erhebt. So halten es heute nicht wenige für erwiesen, dass es knapp dreissig Jahre nach Venturis und Scotts *Learning from Las Vegas* höchste Zeit sei, im Zeitalter der Globalisierung, Privatisierung und des schlanken Staats neue Lektionen im Umgang mit der Stadt aus den USA zu übernehmen. Als Kronzeugen dienen dabei die vielerorts innert weniger Jahre vollkommen umgekrempelten Stadtsilhouetten oder die unbekümmerte Assoziations- und Zitierfreude (Paradebeispiel Las Vegas); ebenso beliebt sind die von privater Hand revitalisierten Stadträume oder die funktionale Neubewertung suburbaner Gebiete.

Von der Realität zu Realitäten

Ob all der Paradigmen, Strukturbrüche und bärbeissigen Kulturkritik droht einiges übersehen zu werden. An die Adresse der polternden Kritiker geht der Hinweis, dass Echauffiertheit immer schon eine denkbar schlechte Voraussetzung für eine kritische Auseinandersetzung bildete. Die KündigerInnen neuer Zeitalter seien an eine vielleicht pedantisch anmutende Kleinigkeit erinnert, die aber dennoch folgenreich ist: Die Diskurs- und Netzwerkanalysen, die poststrukturalistischen Ansätze, welche die zeitgenössische Stadt- und Städtebauteorie so gerne anführen, haben sich oft mit historischen Phänomen beschäftigt. Salopp gesagt, zeigten sie in ihren historischen Arbeiten auf, dass bereits lange vor der Entwicklung Mikroprozessor-generierter virtueller Welten Realität nicht mehr das hielt, was positivistische Weltsicht sich eigentlich von ihr erwartet hatte. Der Schluss aus der Verabschiedung unserer guten alten Vorstellungen einer strammen, eindeutigen Realität lautet nun aber

selbstverständlich nicht, dass wir immer schon postmodern gewesen sind, sondern dass zu jeder Zeit Phänomene, wie Hilary Putnam sagt, ihre Bedeutung erst in bezug zu den jeweiligen Umständen erhalten.

Was heisst das nun alles für unseren Umgang mit aktuellen Stadttheorien? Auch wenn viele heute Realität am liebsten nur mehr in Anführungszeichen verwenden würden, braucht nicht gleich alles in vollkommener Unübersichtlichkeit zu verschwinden und einem dumpfen Relativismus zu verfallen. Ganz im Gegenteil ist es durchaus sinnvoll, sich einiger mittlerweile beinahe verstaubter Werkzeuge aus dem Arsenal aufklärerischen Denkens zu erinnern, um gemessenen Schrittes die Relevanz der Veränderung in den USA für unsere europäischen Verhältnisse zu ergründen. Zugegeben, Instrumente wie eine solide Skepsis gegenüber dem Augenfälligen oder eine gleichsam institutionalisierte kritische Reflexion wirken in Anbetracht zeitgeistiger Fusionkulturen, junk-bond finanzierter Hotelpaläste und Virtual Reality-Showrooms reichlich altbacken; analytisch aber leisten sie immer noch ausgezeichnete Dienste.

Zum Beispiel Simulationen

Nehmen wir uns doch zum Beispiel einen der erfolgreichsten Importe aus der postmodernen Philosophieproduktion französischer Provenienz in die laufenden urbanistischen Debatten schlechthin vor: den Begriff der Simulation. So ist es heute gang und gäbe in Anbetracht von MCAs City Walk Projekt, der neuesten Generation von Entertainment-Hotels in Las Vegas oder Florida, Disneys Absicht, den New Yorker Times Square in einen gigantischen Freizeitpark zu verwandeln oder bei den Peergroup-gerecht zugeschnittenen *gated communities* von Simulationen zu sprechen und daraus weitreichende Schlüsse über den allgemeinen Gang der Dinge zu ziehen.

Ich möchte gar nicht bestreiten, dass wir es hier mit artifiziellen Stadtwirklichkeiten zu tun haben, die durchaus folgenreich für das dortige städtische Leben sind. Um jedoch deren Relevanz für – sagen wir – europäische Verhältnisse beurteilen zu können, lohnt sich der Umweg über eine kurze Erörterung des Begriffs der Simulation. Simulationen spielen vor allem in den Natur- und Ingenieurwissenschaften eine wichtige Rolle: Um Eigenschaften oder Interdependenzen einzelner Elemente analysieren zu können, werden andere Grössen gezielt konstant gehalten oder in bestimmter Art und Weise manipuliert. Durch diese Kontrolle wird innerhalb der vier Wände des Labors ein spezifischer Kontext – eine Innenwelt – geschaffen, die die unabdingbare Voraussetzung für die Simulation bildet.

Der gerade skizzierte Zusammenhang von Simulation und Kontext ist uns nun bei der Beurteilung der aktuellen städtischen Phänomene in den USA von einigem Nutzen. MCAs Simulation von Venice Beach beispielsweise besteht in der Idee eines Boardwalks, auf dem sich auf- und abpromenieren lässt wie in guten alten Zeiten (die, wenn wir ehrlich sind, Venice Beach so nie erlebt hat). Diese Konzeption wäre aber nicht möglich ohne ein Setting, das so profane Elemente wie Security Service, Videoüberwachung oder mexikanische Tellerwäscher beinhaltet. Nicht vergessen dürfen wir natürlich auch die zum *minimum wage* Beschäftigten, welche die Beach täglich nach einer vom Unterhaltungskonzern entwickelten, peinlich genau orchestrierten Dramaturgie mit farbenfrohem Treiben erfüllen. Die Konstruiertheit, die Virtualität dieser Welten erhält bei genauerer Betrachtung nun plötzlich überaus alltägliche Konturen.

In einer ersten Verallgemeinerung lässt sich feststellen: Urbane Transformationen in Städten wie Las Vegas, New York, Miami oder Sun City basieren auf einer ganzen Reihe von spezifischen us-amerikanischen Faktoren wie der unvermittelten Einwanderung billiger Arbeitskräfte aus dem asiatischen oder mittelamerikanischen Raum, einer traditionell starken Rolle des Privateigen-



tums bei der Bildung der Stadtgestalt, der ungleichen Verteilung von Einkommen und Vermögen, den Spezifika des amerikanischen Schulsystems und so weiter. Es sind genau diese Kontextbedingungen, die über die Übertragbarkeit amerikanischer Stadtentwicklungsmuster auf andere Situationen, beispielsweise die europäischen Städte entscheiden. Solange wir den Kontext, in welchem diese Veränderungen stattfinden, nicht berücksichtigen, laufen wir Gefahr in der unbesehenen Übernahme stadttheoretischer Ansätze unfreiwillig einer blossen Ästhetisierung von Stadträumen gegenüber einem umfassenderen und adäquateren Zugang den Vorzug zu geben.

Zunehmende Distanz

Es scheint, als ob dieser bewusste oder unbewusste Rückzug der städtebaulichen Debatte von der Auseinandersetzung mit ökonomischen oder sozialen Aspekten der Stadt eng mit der nach 1970 einsetzenden Demontage des modernen Städtebaus korreliert. Es gehört ja schon seit längerem beinahe zum guten Ton, an der städtebaulichen Moderne kein gutes Haar zu lassen. Die globale Beurteilung der Entwicklung der Städte seit 1945 fällt zu Recht negativ aus. Daran gibt es kaum etwas zu rütteln, auch wenn bei der Kritik oft genug, wie bei Rem Koolhaas' Ruf nach der Selbstliquidierung des Städtebaus, ein gehöriges Mass an Rhetorik und Koketterie in Abzug zu bringen ist. Das Tragische und Paradoxe der heutigen Situation liegt darin, dass die berechtigte Kritik an der Moderne – gerade was die Fehlerhaftigkeit ihrer soziologischen Modellierungen und die Naivität im Umgang mit dem politischen Moment und den ökonomischen Faktoren anbelangt – einer zunehmenden Distanzierung des Städtebaus von den Sozialwissenschaften Vorschub leistete und so das aktuelle Faible für trendige Theorieangebote erst hat entstehen lassen.

Der Erfolg effektiver stadtsoziologischer Strukturen über moderne Stadtphantasien trägt somit unverkennbare Züge eines Phyrussieges – nicht nur der ökologisch und sozial prekären Verhältnisse in vielen Städten wegen. Mit der Beseitigung soziologischer Konzepte, raumökonomischer Theorien und planerischer Vorstellungen aus dem Städtebau und dessen Konzentration auf die traditionellen Kerngeschäfte räumlicher Gestaltung geht heute nämlich eine bedauernswerte Einseitigkeit einher: die einen kümmern sich in Akademien und Instituten um die Materialität und Räumlichkeit des Städtischen, die anderen – ebenfalls im universitären Elfenbeinturm gefangen – beschränken sich auf die Untersuchung sozioökonomischer Prozesse, gerade so als ob die Städte die Verknüpfung der beiden Seiten dann schon richten würden.

Noch einmal die Moderne

Gottfried Benn merkte einmal in ganz anderem Zusammenhang an, dass gut gemeint das Gegenteil von gut gemacht sei. Eigentlich kommentiert dieser Satz recht schön unsere über die letzten hundert, hundertfünfzig Jahre gemachten Erfahrungen mit dem Städtebau. Und doch lohnt es sich, sein Scheitern gerade heute genauer unter die Lupe zu nehmen. Die gängige Kritik verwischt dabei wesentliches, wenn sie ihre Auseinandersetzung mit den städtebaulichen Konzepten der Moderne (also eines mit Plänen und Diagrammen angeereicherten Diskurses) nicht sauber genug von den Fragen der Beurteilung städtebaulichen Realisierungen (also komplexen soziotechnischen Prozessen) trennt. Nicht dass hier die sattsam bekannte Larmoyanz aufgewärmt werden soll, die sich wortreich darüber zu beklagen weiss, dass die grossen Meister an der Ignoranz oder der Böswilligkeit ihrer Umwelt gescheitert seien. Die städtebauliche Moderne gutzureden wäre – wie bereits gesagt - ausgesprochen blauäugig. Nur stecken in ihrem Scheitern hilfreiche Hinweise auf die strukturellen Inkompatibilitäten zwischen technisch-gestalterischer Beherrschung der Städte in einen weiteren Sinne und den städtischen Gesellschaften selbst, die uns auch heute ausgesprochen dienlich sein können.

Die Moderne hatte gegenüber dem heutigen Vorgehen den unzweifelhaften Vorteil, dass sie Stadt methodisch als Gesamtkonzept von Wohnen, Verkehr, Industrie und Erholen begriff, wengleich die rein funktionale Betrachtung zu kurz griff. Dass sich die Güte der Stadtentwicklung nicht auf formaler, baulicher Ebene entscheidet, war aber eine Einsicht, die man damals unter Fachleuten teilte und woraus man für das Vorgehen die entsprechenden Schlüsse zog (wengleich die aus heutiger Perspektive falschen): Gesellschaftliche Struktur und räumliche Organisation sollten aufeinander abgestimmt werden. Freilich, man machte sich damals kaum Gedanken über die institutionellen Voraussetzungen derart grundlegender raumökonomischer Neukonzeptionen und wir mögen heute lächeln über die Naivität, mit welcher ein am Reissbrett entworfener räumlich-struktureller Stadtaufbau mit einer Stadtsoziologie parallel geschaltet wurde. Der additive, stufenförmige Schematismus von der Wohnung über das Haus, die Nachbarschaft zum Quartier und zur Stadt (dieses Modell liess sich einfach auf die Region und das Land ausdehnen) verrät selbstverständlich viel über die Starrheit des Gesellschaftsbildes seiner Vertreter und erfasst nichts von der effektiven Soziologie städtischer Gesellschaften. Es versteht sich weiter, dass wir hier keine Antworten finden werden für unsere kulturell zunehmend heterogeneren Städte. Allein, der Grundgedanke einer Gesamtkonzeption scheint mir richtig zu sein: Die ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse vor Ort zum Ausgangspunkt städtebaulicher Vorschläge zu machen.

Aspekte eines neuen Umgangs mit dem Urbanen

Im Gegensatz zu modernen Zeiten braucht es heute aber keine Genies mehr und für Omnipotenzansprüche egal welcher Disziplin ist kein Platz. Akzeptable Lösungen verlangen auch nicht gleich nach grossen Masstabebenen: Städte bedürfen für ihre Selbstfindung nicht, als Idealstädte auf Computerbildschirmen geboren zu werden. Meine Schlussfolgerungen daraus sind wenig spektakulär. Punktuelle, lokale Interventionen können leichter mit der Unberechenbarkeit und Komplexität städtischen Lebens umgehen. Was uns aber garantiert bleibt, ist die zugegebenermassen mühsame Arbeit, über die Entwicklung unserer Städte und ihre Bedingungen selber nachdenken zu müssen. Kein theoretisches Konzept aus akademischen Vorzeigedisziplinen wie der Philosophie oder den Kulturwissenschaften kann uns das abnehmen. Was wir damit – gleichsam als Nebenprodukt – gewinnen werden, ist ein klareres Verständnis und eine neue Deutung der heute so geflissentlich beschworenen Urbanität, also eine Heuristik, die sich nicht mehr an historisch nicht haltbaren Klischees (wie z.B. dem 19. Jahrhundert) orientiert, sondern die Stadt als bereichernde Zumutung von hoher Aktualität akzeptiert.

Dass die Vielfältigkeit der Stadtrealitäten der Moderne so sehr in die Knochen gefahren ist, muss ebenso erstauen, wie das Faktum, dass kontemporäre Stadttheorien diesen Schrecken durch blosses Ästhetisieren von Stadtwirklichkeiten „gelöst“ haben. Der Baudelairsche Flaneur, die Romane Dickens haben schon vor bald 150 Jahren deutlich formuliert, was diskursanalytische Verfahren wissenschaftsfähig gemacht haben: Wie ambivalent und rätselhaft die Wirklichkeit ist, hängt von der Zahl der Stimmen ab, die sich artikulieren und nicht von der Konjunktur von philosophischen Modellen.

Literatur:

- Dear, M. und S. Flusty (1999). The postmodern urban condition. in: Featherstone, M./S. Lash (Hg.): *Spaces of culture. City - Nation - World*. London, Thousand oaks, New Delhi, 64-85.
- Koolhaas, R. (1999): Stadtkultur an der Jahrtausendwende. In: Bellmann, S. (Hg.): *Kursbuch Stadt. Stadtleben und Stadtkultur an der Jahrtausendwende*. Stuttgart 7-13.
- Putnam, H. (1990). *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt am Main (1981).
- Scott, A.J. und E.W. Soja (Hg.) (1996): *The City. Los Angeles and urban theory at the end of the twentieth century*. Berkeley, Los Angeles, London, 76-105.
- Sennett, R. (1995): *Fleisch und Stein*. Frankfurt am Main.